

HEYNE <

Das Buch

Elantris war wunderschön. Früher einmal. Es war die Stadt der Götter, ein strahlender Hort des Friedens und der Heil bringenden Magie. Diese Zeiten sind jedoch lange vergangen und Elantris ist zu einem Höllenschlund verkommen. Eine Stadt, in deren Schatten Hunger, Chaos und Gewalt herrschen. Als Raoden, der Kronprinz von Arelon, in die verfallene Stadt verbannt wird, gibt er dennoch die Hoffnung nicht auf. Er scharf in den Trümmern von Elantris eine Handvoll Gleichgesinnter um sich und begibt sich auf die Suche nach dem uralten Geheimnis der Elantrier. Damit beschreitet er einen gefährlichen Weg, denn Raoden durchkreuzt nicht nur die Machtinteressen der brutalen Banden, die in Elantris ihr Unwesen treiben, sondern auch die Pläne von Arelons Feinden, die genau zu diesem Zeitpunkt zum Vernichtungsschlag gegen das unabhängige Land ausholen. Elantris scheint verloren, da taucht Sarene, eine Königstochter aus einem fernen Land, auf. Sie war Raoden zur Frau versprochen, doch das Schicksal trennte sie, bevor sie sich kennen lernen konnten. Kann es zwei Menschen gelingen, die untergegangene magische Stadt der Götter wiederauferstehen zu lassen?

»Eine erzählerische Meisterleistung, für die es schlichtweg keinen Vergleich gibt.« *Barnes & Noble*

»Elantris ist moderne Fantasy der Spitzenklasse – dieser Roman hat das Genre revolutioniert!« *Kevin J. Anderson*

Der Autor

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Kindheit phantastische Geschichten. Sein Debüt-Roman »Elantris« machte ihn über Nacht berühmt und zählte zu den größten Überraschungserfolgen der letzten Jahre in der amerikanischen Fantasy-Szene. Er lebt mit seiner Frau in Provo, Utah.

Mehr über Autor und Werk unter:
www.brandonsanderson.com

Brandon Sanderson

ELANTRIS



Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Ute Brammertz

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
ELANTRIS



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen Papier.

Deutsche Erstausgabe 09/2007
Redaktion: Uta Dahnke
Copyright © 2005 by Brandon Sanderson
Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2007
Karte: Andreas Hancock
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung:GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52167-4

www.heyne.de

*Meiner Mutter gewidmet,
die einen Arzt haben wollte,
einen Schriftsteller bekommen hat,
ihn aber so sehr liebt,
dass sie sich nicht darüber beklagt
(oder jedenfalls nicht allzu sehr).*





Prolog

Elantris war wunderschön. Früher einmal. Man nannte es die Stadt der Götter: ein Ort voll Macht, strahlendem Glanz und Magie. Besucher wissen zu berichten, dass selbst die Steine in einem inneren Licht erstrahlten und die Stadt eigentümliche rätselhafte Wunder beherbergte. Nachts leuchtete Elantris wie ein gewaltiges silbernes Feuer, das man sogar noch von weit her sehen konnte.

Doch so herrlich Elantris auch sein mochte, seine Bewohner übertrafen es noch: Mit ihrem glänzend weißen Haar und der beinahe metallisch silbernen Haut schienen die Elantrier genauso zu leuchten wie die Stadt selbst. In den Legenden heißt es, sie seien unsterblich gewesen, oder zumindest beinahe. Ihr Körper heilte schnell, und sie verfügten über ein großes Maß an Stärke, Klugheit und Schnelligkeit. Mit einem bloßen Wink konnten sie Zauber wirken. Die Menschen kamen aus ganz Opelon angereist, um von den Elantriern geheilt zu werden oder elantrische Speisen oder weisen Rat zu erhalten. Die Elantrier waren göttliche Wesen.

Und jeder Mensch konnte zu einem Elantrier werden.

Man nannte es die Shaod. Die Verwandlung. Sie erteilte die Menschen willkürlich – gewöhnlich des Nachts, während der

geheimnisvollen Stunden, in denen das Leben langsam zur Ruhe kommt. Die Shaod konnte einen Bettler, einen Handwerker, einen Adligen oder einen Krieger treffen. Wenn sie sich ereignete, endete das Leben des Glücklichen und ein neues begann; er streifte seine alte, profane Existenz ab und zog nach Elantris. Elantris, wo er in Glückseligkeit leben, voll Weisheit herrschen und in Ewigkeit verehrt werden konnte.

Diese Ewigkeit ging vor zehn Jahren zu Ende.



Erster Teil

Elantris' Schatten



Kapitel 7

An jenem Morgen erwachte Prinz Raoden von Arelon früh, ohne sich auch nur im Geringsten bewusst zu sein, dass er bis in alle Ewigkeit verdammt war. Immer noch schlaftrunken setzte Raoden sich auf und blinzelte in das sanfte Morgenlicht. Durch die geöffneten Balkontüren konnte er in der Ferne die gewaltige Stadt Elantris sehen, deren kahle Mauern einen tiefen Schatten über die kleinere Stadt Kae warfen, in der Raoden lebte. Die Mauern von Elantris waren unglaublich hoch, doch Raoden konnte dennoch die Spitzen der schwarzen Türme erkennen, die sich dahinter erhoben und noch in ihrem Zustand der Zerstörung die niedergegangene Pracht erahnen ließen, die sich hinter den Mauern verbarg.

Die verlassene Stadt wirkte dunkler als sonst. Raoden starrte sie einen Moment lang an, dann wandte er den Blick ab. Es war unmöglich, den riesigen elantrischen Mauern keinerlei Beachtung zu schenken. Trotzdem gaben sich die Einwohner von Kae alle Mühe, eben dies zu tun. Es schmerzte, an die ehemalige Schönheit der Stadt zu denken und sich zu fragen, wie sich der Segen der Shaod vor zehn Jahren in einen Fluch hatte verwandeln können ...

Raoden schüttelte den Kopf und kletterte aus dem Bett. Es

war ungewöhnlich warm für die frühe Stunde. Ihm war überhaupt nicht kühl, als er sich sein Gewand überwarf und anschließend zum Zeichen, dass er zu frühstücken wünschte, an der Dienstabotenklingel neben dem Bett zog.

Auch das war eigenartig. Er war hungrig – *sehr* hungrig. Beinahe heißhungrig. Bisher hatte er nie gern ausgiebig gefrühstückt, doch an diesem Morgen wartete er ungeduldig auf sein Essen. Letzten Endes entschloss er sich, jemanden zu schicken, der nachsehen sollte, warum das Ganze so lange dauerte.

»Ien?«, rief er durch die unbeleuchteten Gemächer.

Keine Antwort. Die Abwesenheit des Seons veranlasste Raoden zu einem leichten Stirnrunzeln. Wo mochte Ien stecken?

Raoden entfernte sich vom Bett, wobei sein Blick erneut auf Elantris fiel. Im Schatten der gewaltigen Stadt wirkte Kae wie ein unbedeutendes Dorf. Elantris. Ein ungeheuerlicher Klotz wie aus Ebenholz; keine wirkliche Stadt mehr, sondern nur noch deren Leichnam. Ein leichter Schauer überlief Raoden.

Es klopfte an der Tür.

»Na endlich«, sagte Raoden und durchquerte das Zimmer, um die Tür zu öffnen. Draußen stand die alte Elao mit einem Tablett voll Obst und warmem Brot.

In dem Augenblick, als Raoden die Hände ausstreckte, um ihr das Tablett abzunehmen, entglitt es den Fingern des bestürzten Dienstmädchens und fiel polternd zu Boden. Raoden erstarrte, als das metallene Scheppern des Tablettts in dem morgendlich stillen Gang widerhallte.

»Gütiger Domi!«, flüsterte Elao, Entsetzen in den Augen, während ihre zitternde Hand den Korathianhänger an ihrem Hals suchte.

Raoden streckte die Hand aus, doch die Dienstbotin wich bebend vor ihm zurück, wobei sie in der Eile über eine kleine Melone stolperte.

»Was ist los?«, wollte Raoden wissen. Da sah er seine Hand. Was ihm im Schatten seines dunklen Zimmers verborgen geblieben war, wurde nun im flackernden Schein der Laterne im Gang sichtbar.

Raoden wandte sich um und riss auf dem Weg zu dem großen Spiegel an der Seitenwand seines Gemaches Möbelstücke um. Das morgendliche Dämmerlicht war mittlerweile so stark, dass er das Spiegelbild erkennen konnte, das ihm entgegenstarrte. Das Spiegelbild eines Fremden.

Seine blauen Augen waren immer noch dieselben, auch wenn sie vor Schreck weit aufgerissen waren. Doch sein Haar war nicht länger rötlich braun, sondern hing ihm schlaff und grau vom Kopf. Die Haut war das Schlimmste. Das Gesicht im Spiegel war von widerwärtigen schwarzen Flecken überzogen, die aussahen, als seien es dunkle Blutergüsse. Diese Flecken konnten nur eines bedeuten.

Die Shaod hatte ihn ereilt.

Das Stadttor von Elantris fiel dröhnend hinter ihm zu. Das Geräusch hatte etwas erschreckend Endgültiges. Raoden sackte gegen das Tor, immer noch ganz benommen von den Ereignissen des Tages.

Es war, als gehörten seine Erinnerungen einem anderen. Sein Vater, König Iadon, hatte Raodens Blick gemieden, als er den Priestern befohlen hatte, seinen Sohn vorzubereiten und in die Stadt Elantris zu werfen. Es war schnell und leise geschehen, denn Iadon konnte sich nicht leisten, dass bekannt wurde, der Kronprinz sei ein Elantrier. Vor zehn Jahren hätte die Shaod aus Raoden einen Gott gemacht. Doch anstatt die

Menschen in silberhäutige Gottheiten zu verwandeln, machte die Shaod sie nun zu widerwärtigen Ungeheuern.

Ungläubig schüttelte Raoden den Kopf. Die Shaod war etwas, was anderen Leuten zustieß – Leuten, die weit weg waren. Leuten, die es verdient hatten, verflucht zu sein. Nicht dem Kronprinzen von Arelon. Nicht Raoden.

Vor ihm erstreckte sich die Stadt Elantris. Die hohen Mauern wurden von Wachhäusern und Soldaten gesäumt. Allerdings sollten diese Männer nicht dafür sorgen, dass keine Feinde in die Stadt eindringen, sondern dass die Bewohner nicht nach draußen entkamen. Seit der Reod brachte man jeden Menschen, der von der Shaod ereilt wurde, nach Elantris, wo er verrotten sollte. Die gefallene Stadt war zu einer riesigen Gruft für diejenigen geworden, deren Körper vergessen hatte, wie man starb.

Raoden konnte sich noch entsinnen, wie er einst auf jenen Mauern gestanden und auf die grausigen Einwohner von Elantris hinabgeblickt hatte, so wie nun die Wächter auf ihn herabsahen. Damals hatte die Stadt weit weg gewirkt, obgleich er sich nur knapp außerhalb davon befunden hatte. Damals hatte er nachgegrübelt, wie es wohl sein mochte, durch jene geschwärzten Straßen zu wandern.

Jetzt würde er es herausfinden.

Raoden drückte kurz gegen das Tor, als wolle er seinen Körper hindurchzwingen und sein Fleisch von dem Makel reinigen. Er senkte den Kopf und gab ein leises Stöhnen von sich. Am liebsten hätte er sich auf den schmutzigen Steinen zu einem Knäuel zusammengerollt und darauf gewartet, aus diesem Traum zu erwachen. Doch ihm war klar, dass er niemals erwachen würde. Die Priester sagten, dass dieser Albtraum niemals ein Ende nahm.

Etwas tief in seinem Innern drängte ihn jedoch vorwärts. Er

wusste, dass er sich bewegen musste; denn wenn er es nicht täte, so fürchtete er, würde er einfach aufgeben. Die Shaod hatte Besitz von seinem Körper ergriffen. Er konnte nicht zulassen, dass sie ihm auch noch den Verstand raubte.

Also benutzte Raoden seinen Stolz wie einen Schutzschild gegen Verzweiflung, Mutlosigkeit und – ganz besonders – gegen das Selbstmitleid und hob den Kopf, um der Verdammnis die Stirn zu bieten.

Als Raoden früher auf den Mauern von Elantris gestanden und – sowohl wörtlich wie auch im übertragenen Sinne – auf dessen Einwohner hinabgeblickt hatte, hatte er den Dreck gesehen, der die Stadt bedeckte. Jetzt stand er mitten darin.

Jede Oberfläche, von den Mauern der Gebäude bis hin zu den zahlreichen Spalten in den Pflastersteinen, war mit einer schleimigen Schmutzschicht bedeckt. Der rutschige, ölige Belag hatte eine nivellierende Wirkung auf die Farben von Elantris und ließ sie alle zu einem einzigen deprimierenden Farbton verschmelzen – einem Ton, in dem sich pessimistisches Schwarz mit schmutzigen Grüntönen und Abwasserbraun vermischte.

Früher war es Raoden gelungen, ein paar der Stadtbewohner zu erspähen. Jetzt konnte er sie zudem hören. Etwa ein Dutzend Elantrier lagen auf dem stinkenden Kopfsteinpflaster des Platzes verstreut. Ohne sich darum zu kümmern oder ohne es zu merken, saßen manche in tiefen dunklen Pfützen, die noch von den nächtlichen Regenfällen übrig geblieben waren. Und sie stöhnten. Die meisten taten dies auf eine leise Art, indem sie etwas vor sich hin murmelten oder vor Schmerz, der keine sichtbare Ursache zu haben schien, wimmerten. Eine Frau am anderen Ende des Platzes schrie jedoch und gab Laute von sich, die heftige Qualen erahnen ließen. Einen Augen-

blick später verstummte sie, da ihr entweder die Luft oder die Kraft ausgegangen war.

Die meisten trugen Lumpen – dunkle, locker sitzende Kleidungsstücke, die genauso schmutzig waren wie die Straßen. Als Raoden jedoch genauer hinsah, erkannte er, was es war. Er blickte an seinen eigenen weißen Totengewändern hinab. Die Sachen waren lang und wallend, wie Bänder, die man zu einem losen Gewand zusammengenäht hatte. Der Leinenstoff an seinen Armen und Beinen war bereits voller Dreck, weil er damit das Stadttor und die Steinpfeiler berührt hatte. Raoden beschlich der Verdacht, dass sich seine Kleidung schon bald nicht mehr von der Tracht der anderen Elantrier unterscheiden ließe.

Das hier wird aus mir werden, dachte Raoden. Es hat bereits angefangen. In ein paar Wochen werde ich nur noch eine mutlose Hülle sein, ein Leichnam, der in der Ecke vor sich hin winselt.

Etwas auf der anderen Seite des Platzes bewegte sich und riss Raoden aus seinem Selbstmitleid. Ein paar Elantrier kauerten ihm gegenüber in einem Torbogen, der im Schatten lag. Ihre Umrisse verrieten ihm nicht viel, doch die Leute schienen auf etwas zu warten. Er konnte spüren, wie ihre Blicke auf ihm ruhten.

Um seine Augen vor dem Sonnenlicht abzuschirmen, hob Raoden einen Arm, was ihm erst wieder den kleinen Strohkorb ins Gedächtnis rief, den er in der Hand hielt. Darin befand sich das rituelle Korathiopfer, das man den Toten ins nächste Leben mitgab – oder, in diesem Falle, nach Elantris. In dem Korb waren ein Brotlaib, ein wenig kümmerliches Gemüse, eine Handvoll Getreidekörner und ein kleiner Schlauch Wein. Gaben für tatsächlich Verstorbene waren viel opulenter, doch selbst einem Opfer der Shaod musste man zumindest etwas zugestehen.

Wieder sah Raoden zu den Gestalten in dem Torbogen, und ihm fielen Gerüchte ein, die er draußen aufgeschnappt hatte: Geschichten, in denen es um elantrische Gewalttaten ging. Noch hatten sich die dunklen Gestalten nicht von der Stelle gerührt, aber es machte ihn nervös, wie sie ihn musterten.

Raoden holte tief Luft und trat dann zur Seite. Er bewegte sich die Stadtmauer entlang auf die Ostseite des Platzes zu. Die Gestalten schienen ihn noch immer zu beobachten, doch sie verfolgten ihn nicht. Im nächsten Moment verschwand der Torbogen aus seinem Blickfeld, und nach einer weiteren Sekunde hatte er sicher eine der Seitenstraßen betreten.

Raoden atmete aus. Er hatte das Gefühl, entkommen zu sein, obgleich er nicht wusste, wem oder was. Kurze Zeit später war er sich sicher, dass ihn niemand verfolgte, und er kam sich töricht vor, derart beunruhigt gewesen zu sein. Bisher hatte er noch nichts gesehen, was die Gerüchte über Elantris bestätigt hätte. Kopfschüttelnd ging Raoden weiter.

Der Gestank war schier überwältigend. Der allgegenwärtige schleimige Dreck hatte einen fauligen Modergeruch an sich, wie Schimmelpilz. Der Geruch machte Raoden so sehr zu schaffen, dass er beinahe auf die knorrige Gestalt eines alten Mannes gestiegen wäre, der an einer Häuserwand kauerte. Der Mann ächzte erbärmlich, einen dünnen Arm in die Höhe gestreckt. Als Raoden hinabblickte, überlief ihn auf einmal ein eiskalter Schauer. Der »alte Mann« war höchstens sechzehn Jahre alt! Die mit Ruß bedeckte Haut des Wesens war dunkel und voller Flecken, doch das Gesicht war das eines Kindes, nicht eines Mannes. Unwillkürlich wich Raoden einen Schritt zurück.

Kraft der Verzweiflung streckte der Junge den Arm nach vorn, als sei ihm klar geworden, dass die Gelegenheit gleich vorüber wäre. »Essen?«, murmelte er. In seinem Mund waren nur noch die Hälfte seiner Zähne übrig. »Bitte?«

Dann fiel sein Arm wieder nach unten, völlig verausgabt, und sein Körper sank kraftlos gegen die kalte Steinmauer. Seine Augen beobachteten Raoden allerdings weiterhin. Kummervolle, gequälte Augen. Früher hatte Raoden schon Bettler in den Außenstädten gesehen, und wahrscheinlich war er etliche Male Betrügern auf den Leim gegangen. Dieser Junge spielte ihm jedoch kein Theater vor.

Raoden holte den Brotlaib aus dem Korb mit den Opfergaben und reichte ihn dem Jungen. Das ungläubige Staunen, das über das Gesicht des Jungen huschte, war auf gewisse Weise beunruhigender als die Verzweiflung, die es ablöste. Diese Kreatur hatte bereits vor langer Zeit jegliche Hoffnung aufgegeben. Wahrscheinlich bettelte er mehr aus Gewohnheit, als weil er tatsächlich etwas erwartete.

Raoden ließ den Jungen hinter sich, drehte sich um und folgte weiter dem schmalen Sträßchen. Er hatte gehofft, die Stadt würde jenseits des Platzes am Stadttor nicht mehr so schrecklich aussehen – vielleicht weil er geglaubt hatte, der ganze Schmutz rühre daher, dass der Platz relativ stark besucht war. Er hatte sich getäuscht: Die Straße war genauso dreckig wie der Platz, wenn nicht noch dreckiger.

Von hinten erklang ein dumpfer Schlag. Überrascht drehte Raoden sich um. Am Eingang der Gasse befand sich eine Gruppe dunkler Gestalten und kauerte um etwas auf dem Boden. Den Bettler. Beugend beobachtete Raoden, wie fünf Männer seinen Brotlaib hinunterschlangen, wobei sie untereinander kämpften und die verzweifelten Schreie des Jungen ignorierten. Schließlich ließ einer der Neuankömmlinge, der offensichtlich verärgert war, einen behelfsmäßigen Knüppel mit solcher Wucht auf den Kopf des Jungen niedersausen, dass das knirschende Geräusch in der ganzen Gasse widerhallte.

Nachdem die Männer das Brot aufgegessen hatten, wand-

ten sie sich zu Raoden um. Ängstlich wich er einen Schritt zurück. Anscheinend war die Annahme, dass er nicht verfolgt wurde, voreilig gewesen. Die fünf Männer gingen steifbeinig vorwärts. Da wirbelte Raoden herum und rannte los.

Hinter sich konnte er seine Verfolger hören. Erschrocken hastete er davon – etwas, wozu er als Prinz noch nie zuvor gezwungen gewesen war. Er rannte wie ein Wahnsinniger und rechnete damit, außer Atem zu geraten und Seitenstechen zu bekommen, was ihm normalerweise passierte, wenn er sich überanstrengte. Nichts davon geschah. Stattdessen überkam ihn lediglich eine schreckliche Müdigkeit, und er fühlte sich so schwach, dass er gewiss bald zusammenbrechen würde. Es war ein qualvolles Gefühl, als versickere sein Leben nach und nach.

Verzweifelt schleuderte Raoden den Opferkorb über seinen Kopf. Die linkische Bewegung brachte ihn aus dem Gleichgewicht, und ein Spalt im Kopfsteinpflaster, den er nicht gesehen hatte, ließ ihn ungeschickt vorwärtsschlittern, bis er gegen einen Haufen morschen Holzes taumelte. Das Holz, bei dem es sich vielleicht einst um einen Kistenstapel gehandelt hatte, gab ein dumpfes Geräusch von sich und bremste seinen Sturz.

Raoden setzte sich rasch wieder auf, wobei die moderigen Holzsplitter von ihm abfielen. Seine Angreifer hatten jedoch längst das Interesse an ihm verloren. Die fünf Männer kauerten inmitten des Straßendrecks und pickten das verstreute Gemüse und die Getreidekörner von den Pflastersteinen und aus den dunklen Pfützen. Raodens Magen verkrampfte sich, als einer der Männer den Finger in eine Ritze steckte und eine Hand voll dunkler Masse hervorkratzte, die mehr aus Dreck als aus Getreide bestand. Dann stopfte er sich den Brei gierig in den Mund. Brackiger Speichel triff dem Mann vom Kinn.

Sein Mund glich einem Topf voll Schlamm, der auf einem Herd kochte.

Ein Mann bemerkte, dass Raoden sie beobachtete. Der Kerl stieß ein Knurren aus und packte den Knüppel, der beinahe vergessen auf dem Boden neben ihm lag. Fieberhaft suchte Raoden nach einer Waffe und bekam ein Stück Holz zu greifen, das nicht ganz so morsch wie der Rest war. Er hielt seine Waffe unsicher in den Händen und versuchte, möglichst gefährlich zu wirken.

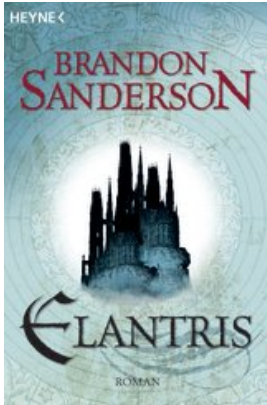
Der Schläger hielt inne. Eine Sekunde später erregte ein Freudenschrei hinter ihm seine Aufmerksamkeit: Einer der anderen hatte den winzigen Schlauch Wein gefunden. Bei dem folgenden Gerangel geriet Raoden anscheinend völlig in Vergessenheit, und schon bald waren alle fünf Männer verschwunden – vier jagten hinter dem einen her, der das Glück, oder den törichten Einfall, gehabt hatte, mit dem kostbaren Alkohol zu entkommen.

Vollständig überwältigt blieb Raoden inmitten der Trümmer sitzen. *Das hier wird aus dir werden ...*

»Sieht aus, als hätten sie Euch vergessen, Sule«, stellte eine Stimme fest.

Raoden zuckte zusammen und blickte in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Träge an ein paar Treppenstufen gelehnt, lag nicht weit von ihm ein Mann, auf dessen Glatze sich die Morgensonne spiegelte. Er war zweifellos Elantrier, doch vor der Verwandlung musste er einem anderen Volk angehört haben; im Gegensatz zu Raoden stammte er nicht aus Arelon. Die Haut des Mannes war mit den verräterischen Flecken der Shaod übersät, aber die unberührten Stellen waren nicht blass, sondern tiefbraun.

Aus Angst vor einer möglichen Gefahr verkrampfte Raoden sich innerlich, doch dieser Mann wies keinerlei Anzeichen der



Brandon Sanderson

Elantris

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 896 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-52167-4

Heyne

Erscheinungstermin: August 2007

Untergang und Aufstieg der magischen Stadt Elantris

Außergewöhnlich, bizarr und faszinierend, dazu wunderschön geschrieben – sofort nach Erscheinen des Debüt-Romans des jungen Amerikaners Brandon Sanderson überschlugen sich Presse, Buchhandel und Leser gleichermaßen mit Lob.

Betreten Sie Elantris, eine Stadt voll alter Magie, verfallen, ein Zwischenreich. Beherrscht von einem geheimnisvollen Gott. Bewohnt von Menschen, die dazu verdammt sind, in den Trümmern dieser Stadt ewig zu leben. Bis sich das Schicksal von Elantris erfüllt. Und der Tag naht ...



[Der Titel im Katalog](#)